

Kenosis 2013 oder: Wie, wen und was lieben die Deutschen?

Eine pastoraltheologische Lektüre der aktuellen Kirchen-Milieustudie

Matthias Sellmann

Die „liebenden Deutschen“ – was soll das?

Keine Sorge: Dies wird kein neuer Kinsey-Report. Aber es geht um Liebe. Also ein Kenosis-Report. Die neue Kirchen-Milieustudie wird auf Informationen hin gelesen, in welchen Stilen und aufgrund welcher Logiken die Deutschen lieben. Es wird behauptet, dass dies eine gemäße Umgangsform mit den neu vorgelegten Milieudaten ist. Und daran wird eine der großen Chancen deutlich, die eine moderne Kirche durch Forschungen wie die der Milieutheorie erhält: nämlich eine professioneller lernende, eine intelligenterere, kreativere, interessiertere, nähere und handlungspräzisere Kirche zu werden.

Gut, das Ziel wird man unterschreiben können. Aber der argumentative Weg über die Praxis der Liebe? Was soll das? Nun, es sei zugegeben, dass wir innerkirchlich das Wort „lieben“ eher wenig gebrauchen und das ganze Assoziationsfeld der Liebe eher wenig betreten. Das hat Gründe, über die nachzudenken sich lohnen würde. Schließlich überlässt man dann anderen Kräften, den Begriff zu labeln und zum Beispiel eher mit Stellungsspielen im Bett als mit Weltverwandlungen im Leben zu konnotieren. Diese Reflexion ist aber hier nicht Thema.

Man kennt das Verb „lieben“ eventuell aus spiritueller Literatur; dann aber wird es verwendet, um den Kontrast zum Alltag zu beschreiben. Lieben, das ist dann das Außerordentliche, die virtuose Steigerung des normalen Lebens, die nur selten glückt. Im Folgenden soll es gerade auf den Alltag, auf die basale Lebensinterpretation bezogen werden. Die Milieus werden daraufhin befragt, inwiefern ihre soziale Gravitation auch ihren Stil grundiert, sich liebend in ihre Umwelt hinein zu verhalten. So wie man sonst in Aufsätzen danach fragt, wie die sozialen Milieus Urlaub machen, welche Hunde sie halten oder welche Zeitschriften sie abonnieren, so wird hier gefragt, wie man Liebe versteht, Hingabe, soziales Engagement. Anders gefragt: wofür man

sich wie investiert. Diese Fragerichtung erscheint sehr steil, sehr emotional, irgendwie unpassend, vielleicht auch betulich und romantisierend, jedenfalls erklärungsbedürftig.

Ich möchte trotzdem behaupten: Diese Frage ist eine Grundfrage für pastorale Identität, denn sie berührt eine zentrale Dimension der Existenz. Christlich gesprochen berührt sie sogar den prominenten Weg zum eigenen Glück. Ich meine, man sollte sich von entsprechenden empirischen Sondierungen nicht abschrecken lassen, auch wenn der Begriff des „Liebens“ und seine Konnotationen erst aufwändig geklärt werden müssten, und überhaupt strittig sein mag, ob hier das Zentrum des Christseins erreicht wird. Weiter unten soll dazu auch kurz eine theologische Skizze geliefert werden. Die hier leitende Behauptung lautet einfach: Es ist für die Pastoral sehr spannend und sogar eine Holschuld, ob und wie die Deutschen in ihrem alltäglichen Dasein lieben.

Theologische Grundlage ist dabei der Aufweis, dass Kirche die Erzähl-, Feier- und Zeugengemeinschaft jenes Gottes sein will, der sich in Jesus Christus als Liebe erweist. Wer die Grundurkunden der Kirche liest, stößt auf überwältigend extrovertierte und religionswissenschaftlich geradezu spektakuläre Gesten eines liebenden Gottes: Er ist ein Wandergott, der seinem Volk noch näher als eine Mutter ihrem Kind sein will (Jes 49,15); ein Vater, der seinem untreuen Sohn gegen alle Etikette entgegenläuft (vgl. Lk 15,11ff); er begrüßt mittels seines Engels eine Frau aus dem Volke erst höflich, bevor er sagt, was er mit ihr will (Lk 1,26ff). Höflichkeit, Barmherzigkeit, Fürsorge – der Gott, der in dem Namen JAHWE sein großes Versprechen selber ist, buchstabiert das ganze Vokabular der Liebe in der Heilsgeschichte mit „seinen“ Menschen durch. Jesus von Nazareth gilt allgemein als der große Menschheitslehrer der Nächstenliebe, der seine pneumatische und eschatologische Präsenz an die basalen Werke sozialer Achtung kettet: Kranke besuchen, Nackte bekleiden, Hungernde speisen (Mt 25,31ff). Und wer die Geschichte der Orden und Spiritualitäten durchmustert, der stößt auf das groß formatierte Unternehmen, lieben zu lernen und sich durch diese Operationen prägen zu lassen. Gemäß 1 Joh 4,16b ist der Theos (Gott) Liebe – also sind Theologen doch auf eine bestimmte Weise Liebeswissenschaftlerinnen und Liebeswissenschaftler¹. Und wenn sich sehr klar zeigen lässt, dass die Deutschen an ihren Kir-

¹ Einen fulminanten systematisch-theologischen Aufweis, dass hier das Zentrum des christlich formatierten Gottesglaubens liegt, liefert Jüngel 1992. Diese einflussreiche Studie will auf fast 600 Seiten „nichts anderes, als diesen Satz aus dem ersten Johannesbrief konsequent auslegen: Gott ist die Liebe (1 Jo 4,8)“ (ebd. XV). Dieser Aufsatz ist stark von den bei Jüngel gebotenen Informationen und Hermeneutiken geprägt.

chen besonders die Diakonie und die Caritas schätzen und erwarten, der hat einen weiteren Beleg: Liebe ist das, was biblisch, christlich, theologisch, kirchlich zählt.

Insofern steht es Pastoral(theologie) und Kirche gut an, danach zu fragen, ob und wie im Land geliebt wird. Vielleicht ist das sogar die wichtigste Frage, die gestellt werden kann. Denn sie weist sozusagen darauf hin, wo Gott in Deutschland wohnt. Auch dies ist wieder steil formuliert und provoziert berechnete mannigfache systematische Nachfragen. Die These setzt aber bei der bekannten exegetischen Einsicht an, dass der christlich verehrte und bezeugte Gott seine heilvolle Präsenz nicht vorrangig an kultischer, bekennungsähnlicher oder ethnischer Korrektheit festmacht, sondern am Tun des Gerechten – am Lieben. Diese Erkenntnis ist zu allen Zeiten für die Profis des religiösen, kirchlichen und theologischen Betriebes eine schwere Ernüchterung gewesen. Aber sie gilt deswegen doch. Jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott (1 Joh 4,7). Operativ übersetzt: Guck hin, wo Liebe ist, und du verfolgst ein *vestigium Dei*, eine Spur des präsenten Gottesgeistes (vgl. Jüngel 1992, 470–505).

Die folgenden Reflexionen wollen in diesem Sinne eine Sonde setzen. Dabei umkreisen mindestens drei Aspekte das Projekt:

(1) Es geht nicht um Sentimentalitäten. Lieben ist ein robustes Geschäft. Einen kleinen Vorgeschmack auf das, was an Anstrengung in diesem Lebensstil zu erwarten ist, gibt Paulus im bekannten „Hohelied der Liebe“: Wer liebt, erträgt alles, hält allem stand, sucht nach Wahrheit, kann vom eigenen Vorteil abstrahieren, prahlt nicht, gibt der Neigung zum Zorn oder zur Schadenfreude nicht nach, glaubt wider alle Hoffnung (1 Kor 13). Und das Wort Jesu: „Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15,13), klingt auch nicht nach Couch oder Schaumbad.

In der Nachfolge Jesu hat Liebe zwei Kurzformeln: „Kenosis“ und „Gewaltlosigkeit“. Kenosis ist sozusagen der Prozessmodus der Liebe, Gewaltlosigkeit ihr Inhalt.

Kenosis ist ein Sprachausdruck der antiken Waschfrauen: Es geht um das vollständige, restfreie Ausschütten des Brackwassers auf die Straße. Genauso vollständig und restfrei hat sich gemäß des Philipper-Hymnus der Sohn seiner Göttlichkeit entleert, um ganz Mensch, ja: Sklave zu werden (Phil 2,5ff). Kenosis, Entäußerung, wird angesichts dieses Vorbildes zum

typischen Bewegungsmuster des Christen: Er ist darauf bestrebt, sich von sich weg zu dezentrieren und seine Mitte, sein Wesen, seine Identität nicht von sich her, sondern vom Anderen her zu erlangen. Kenosis bedeutet: Ich lebe vital und konstitutiv aus der bewusst gestalteten Beziehung zu meiner Umwelt; ich verschaffe ihr Raum; ich lebe von ihr her. Ich gewinne mich relational über die konstitutive Bezugnahme vom Anderen her.

Dieses Bewegungsmuster kann auch orientierend sein, wenn man es nicht christlich bewusst durchführt. Man kann sozusagen von außen Kenosis-Praxen beobachten, auch wenn der Handelnde weder besonders fromm noch moralisch oder außergewöhnlich agieren will. Je nach Persönlichkeitspsychologie kann man sogar behaupten, dass diese Transzendenzbewegungen über sich hinaus, diese Dezentrierungen typisch und konstitutiv für normale psychische Entwicklungen sind und sich vollziehen müssen, um gesund zu bleiben. Hans Joas konnte etwa zeigen, dass sich Grundwerte erst über diese Erfahrungen von Selbsttranszendenz bilden (vgl. Joas 1999). Tatsächlich wird im Folgenden gezeigt werden können, dass alle sozialen Milieus in ihrer Weise und im hier gemeinten Sinn für ihr Kollektiv charakteristische kenotische Stile ausbilden – bis auf eine Ausnahme. Nicht das „Dass“, sondern das „Wie“ soll hier gezeigt werden.

Kenotisches Leben führt als Vollzug zu einer Form von Gewaltlosigkeit. Zur Verfolgung der eigenen Ziele werden Andere nicht mehr geopfert; es wird nicht mehr manipuliert; der relationalen Ohnmachtsposition wird mehr Verwandlungskraft zugetraut als der linearen Machtdurchsetzung. Dies sind große Themen, die andernorts systematisch erschlossen sind (vgl. nur Sander 1999). Hier dienen die Notizen – mehr sind es ja nicht – der näheren Erklärung, was im nachfolgenden Text mit „lieben“ gemeint ist. Gefragt wird danach, wo und wie im Studienmaterial diese kenotische Bewegung angetroffen wird. Wo zeigt sich eine typische Hingabefähigkeit des Milieus, das die so Handelnden in einem bestimmten Sinn verletzlich macht? Bei aller Ambivalenz kann man auch religionswissenschaftlich fragen: Wofür sind die Vertreter des jeweiligen Milieus bereit, Opfer zu bringen? Oder, wieder über eine andere Semantik gewendet und mit Thomas Pröpper gefragt: Wo zeigt ein Milieu einen „Selbsteinsatz innovatorischen Handelns“ (Pröpper 1988, 106)? Dabei geht es ausdrücklich nicht um intentionale Unterstellungen, also darum, ob in der Milieustudie Personen zu finden sind, die ihren Lebensstil ganz bewusst und dezidiert als „kenotisch“ kennzeichnen. Vielmehr wird nach Aussprüchen und Analysen gefahndet, die dieses Verhalten faktisch zeigen (vgl. auch die Kurzübersicht am Ende des Textes).

(2) Denn diese Fährtenuche ist typisch fürs Christsein. Und sie bildet Kirche. Wer den Lebensstil der Liebe aktiv, bewusst und konsequent kultiviert, der erlebt mindestens zwei Umwälzungen: Zum einen interessiert er sich plötzlich sehr dafür, ob und wie andere ebenfalls kenotische Risiken auf sich nehmen und sich auf Anderes und Andere hin verausgaben. Ob und wie sie lieben. Er sucht Verbündete, Vorbilder, Lernpartner dieses Lebensstils.

Zum anderen wird der Blick ressourcenorientiert. Liebe ist radikal präsentisch. Sie entdeckt, wo andere Liebe ist, und das auch dort, wo man das gar nicht vermutet hatte. Sie kann das Kleinste an vorhandener Kenosis höher schätzen als das viele, was eventuell fehlt. Dies ist ja auch die Logik der jesuanischen Heilungs- und Zeichenpraxis: Immer kann er aus dem Kleinen, das unter den Bedingungen von existentielltem Risiko angeboten wird, die große Zusage entwickeln: Dein Glaube hat dir geholfen. Also: der weggeworfene Mantel des Bartimäus, die verbotene Berührung der blutflüssigen Frau, die Großzügigkeit des Hauptmanns von Kafarnaum. Jesus benötigt ein Minimum an Investitionsbereitschaft – zwei Brote, fünf Fische –, dann kann er die Reich-Gottes-Zeichen tun (vgl. Theobald 2012).

Dazu eine Anekdote: Von dem Universitätsprofessor Klaus Hemmerle, dem späteren Bischof von Aachen, wird erzählt, dass er in den mündlichen Prüfungen außergewöhnlich gnädig benotete. Als er einmal jemandem eine Vier gab, der in der Prüfung nicht eine einzige Silbe gesagt hatte, platzte dem Beisitzer dann doch der Kragen und er polterte: „Warum geben Sie dem denn noch eine Vier? Der hat doch gar nichts gesagt!“ „Stimmt schon“, so Hemmerle, „aber falsch war ja auch nichts.“

Man muss diese kleine Geschichte nicht als Maßstab für eigene Milde oder Strenge nehmen. Man darf sie auch für naiv oder gefährlich selbstausbeuterisch halten. Aber sie zeigt doch ein typisches Charakteristikum des Liebens, das in dem Hervorarbeiten noch des Geringsten besteht, das wie Kenosis aussieht.

Die folgende Analyse sucht ebenfalls nach solchen Hinweisen. Sie interessiert sich dafür, welche Formen und Ausrichtungen die Kenosis in den sozialen Milieus hat. Kenosis ist dabei formal, modal und phänomenologisch gemeint: Es geht einfach um die Bewegung, sich unter Selbstrisiko seiner Umwelt hilfreich anzubieten, um den eigenen Beitrag für eine Verbesserung von Situationen zu erreichen.

Die Analyse unterscheidet sich damit nicht von den gewohnten Fragen an die Milieus: „Wie wird ehrenamtliches Engagement in den Milieus verstanden?“ oder: „Welche Mediengewohnheiten pflegen die Deutschen?“ Zwar ist die Frage nach Kenosis diffuser und interpretationsbedürftiger als die nach Engagementmotiven oder Zeitschriften-Abos. Aber vergleichbar ist das Vorgehen schon. Und die Frage nach Kenosis ist wichtig. Sie muss gestellt werden, weil Pastoral diese Auskunft braucht, um erstens den basalen Respekt vor den Lebensleistungen der „Leute“ zu behalten und zu zeigen (denn Lebensleistungen können unschwer als kenotische „Leistungen“ erkannt werden). Zweitens sind die Antworten auf diese Frage wichtig, um sich der eigenen Aufgabe zu widmen, wie im Land der Pegel kenotischen Lebens weiter gesteigert werden kann. Denn daran sollen die Deutschen ihre Kirche erkennen, dass sie Liebe haben und nach Möglichkeit vermehren (nach Joh 13,35).

(3) Natürlich müsste auch dies alles näher erklärt werden. Man muss herausstellen, dass christliche Kenosis kein moralischer Kraftakt ist, sondern aus der Erfahrung unbedingter Anerkennung resultiert. Man muss den Grundgedanken auch schützen vor einem billigen Paternalismus, der den eigenen Moralmaßstab in den Leben der Anderen wiederfinden will und großmütig Ansätze desselben bei ihnen attestiert. Es geht im Folgenden überhaupt nicht um Moral, erst recht nicht um „richtige“ oder „falsche“. Hierzu wäre die soziologische Milieutheorie ohnehin die ganz ungeeignete Referenz, lehrt sie doch die Pastoral seit einigen Jahren den Respekt vor dem Pluralen. Wenn also im Folgenden etwa bei den Performern behauptet wird, ihre enorme berufliche Hingabebereitschaft sei als Kenosis rekonstruierbar, dann ist das formal gemeint, nicht inhaltlich. Die These abstrahiert ja völlig vom konkreten Beruf des „Performers“, und einen extrem hingabebereiten Waffenhändler wird man nur schwerlich als kenotisch im material-christlichen Sinn bezeichnen wollen. Umgekehrt wäre natürlich auch der hohe Einsatz Konservativ-Etablierter für Suppenküchen auf seinen latenten Paternalismus hin inhaltlich zu hinterfragen.

Man sieht: Eine inhaltliche Bewertung kann hier nicht geleistet werden. Die Unschärfen sind bekannt. Hier muss der formale Modus genügen, der der Frage folgt: Wo und wie zeigt sich formal Hingabe- und Investitionsbereitschaft von Lebensressourcen für Andere? Wo und wie leben die Deutschen vom Modus her kenotisch?

Kurze Vorbemerkungen zum pastoralen Umgang mit Milieustudien

Die große Chance der pastoralsoziologisch rezipierten Milieutheorie liegt gerade in solchen Datenerhebungen. Mit diesem ethnologischen Instrumentarium kommt man endlich näher und methodisch gesicherter heran an die fundamentalen Lebenslogiken der „Leute“, an ihre Ich-Welt-Modelle, ihre subjektiven Lebenstheorien, ihre Grundwerte, ihre alltagsästhetisch kodierten Signale, ihre Privatrituale und biografischen Selbstvergewisserungen. Solche Ergebnisse können mit quantitativer Sozialforschung nicht erzielt werden, hierzu bedarf es ethnografischer, hermeneutischer und semiotischer Methoden.

Der folgende Text liest die Kirchenstudie also auf die Frage hin, welches Verständnis von Liebe, welche Praxis von Liebe im jeweiligen Milieu als typisch angesehen werden kann. Dieses Vorgehen wird auch gewählt, um exemplarisch zu zeigen, was mit Milieustudien pastoraltheologisch möglich ist. Auch hierzu vier kurze Notizen:

(1) Die hier verfolgte Frage hat einen genuin theologischen Ansatzpunkt. Dies ist bisher weitgehend ein Desiderat. Die verschiedenen Abhandlungen zur Milieutheorie leiden oft darunter, dass sie aus rein rezeptiven, oft genug nur additiven Darstellungen der Milieus nicht hinauskommen. Das war wichtig in der ersten Rezeptionsphase der damals noch weitgehend unbekannteren Milieutheorie. Heute langweilt es etwas. Neu wäre es, wirklich theologische Hermeneutiken zu aktivieren. Umfangreichere konzeptionelle Überlegungen zu einer theologischen Ethnologie liegen inzwischen vor (vgl. Sellmann 2012; Bauer 2011). An sie wird im Folgenden implizit angeschlossen.

(2) Eine rein an Kirche und Kirchendaten interessierte Rezeption erscheint mir unterkomplex. Aus der Kirchenstudie 2013 herauslesen zu wollen, wie die deutschen Katholiken die Sonntagspflicht wahrnehmen, zum Kirchaustritt stehen oder sich Gottesdienste wünschen, ist zwar wichtig. Aber es hebt doch nicht das eigentliche Potenzial der vorgelegten Studie. Dieses liegt in den Einblicken, die man zum allgemeinen, sozusagen säkularen Existenzverständnis der Deutschen bekommt. Über die sehr kircheninterne Lektüre von Milieustudien gerät man schnell in die „Kirchenfalle“, die Franz-Xaver Kaufmann bereits Ende der 1970er Jahre beschreibt (vgl. Kaufmann 1979) und die nach wie vor zuschnappt. „Kirchenfalle“ meint, das Existenzprojekt des Christseins dreifach zu reduzie-

ren: erst auf explizit Religiöses, dann auf Konfessionell-Kirchliches, dann auf Bürgerlich-Moralisches. Zwar bietet die Volk-Gottes-Ekklesiologie des Vatikanums längst an, Kirchesein zu entgrenzen. Pastoralsoziologisch, vor allem aber pastoralpraktisch ist dies erst noch zu entdecken. Nach wie vor herrscht die typisch volkskirchliche Attitüde vor, den Sinn von Christsein im Aufbau von Kirche und Gemeinde zu vermuten. Da wundert es dann wenig, wenn etwa die aktuelle Kirchenstudie medial fast ausschließlich nur auf Loyalitätsdaten der Deutschen zu Kirchengeboten oder -pflichten gelesen wurde.

Heuristisch weit wertvoller und übrigens auch im Kirchenbild sympathischer sind die Informationen zur allgemeinen Wirklichkeitsinterpretation, zum Wohlbefinden, zu den Glücksmomenten oder den Hausaltären. Denn erst wenn man die sozialen Gravitationen gut verstanden hat, versteht man die hieraus ja erst folgenden kirchenbezogenen Wahrnehmungen und Bewertungen. Es steht einer Pastoral einfach gut an, sich für diese eigentlichen Lebensleistungen der „Leute“ (die ja in dieser Studie die Katholiken selbst sind!) zu interessieren. Mehr noch: von ihnen zu lernen. Die vorliegende Studie zeigt eine Kirche, die sich für das Glück der Deutschen interessiert; die in ihre Wohnungen kommt; die nach Lieblingsplätzen und -zeiten fragt; die die Hausaltäre achtet, also jene Punkte, an denen die Ich-Welt-Verortung liebevoll und detailreich in die Außenwelt hinein gestaltet wird.

(3) Über den Ansatz, auf die Liebespraxis der Milieus aufmerksam zu werden, wird eine Ökumene größten Ausmaßes angestrebt. Christsein ist ja in erster Linie kein Projekt, das sich adäquat über dogmatische Sätze, moralische Tugenden oder geistliche Virtuosität beschreiben ließe. Im Kern, so jedenfalls die Spitzenstellen des jesuanischen Ethos, geht es um diese Operation der kenotischen Entgrenzung, des Lebens einer Pro-Existenz. Und nicht einmal dies ist nach Jesu Lehre und Vorbild ja eine Latte der Ethik, die ihren Sinn in sich selbst hätte. Vielmehr ist es nach Jesu einfacher Lehre so, dass man sein Glück findet, wenn es einem über den Umweg des Glückes der Anderen geschenkt wird. In der Literatur der Kirchenväter wird diese schlichte Lebensweisheit des Umwegs vom Tanz her als „Perichorese“ gedeutet. Im Grunde geht es um das Basalste, was Leben ausmacht – und darum eben um eine Art ökumenischer Grundsolidarität: Wie kann man in einer nicht-zustimmungsfähigen Welt zu einer grundlegenden Lebensakzeptanz kommen (vgl. Höhn 2008)? Die Antworten auf diese Frage sind ebenso allgemein wie individuell bzw. milieutypisch; und

sie führen christlich Inspirierte zu kenotischen Existenzvollzügen. Jedenfalls sprengt der Gedanke vordergründige konfessionelle Distinktionen auf und legt die Blickrichtung frei auf die Möglichkeitspotenziale von gestaltetem Leben.

(4) Als Fazit ergibt sich der Wunsch, dass pastorale Akteure aller Couleur sich beispielhaft ermutigt fühlen, mit eigenen qualitativen Fragen an das Studienmaterial heranzugehen. Die Milieutheorie erlaubt Tiefenbohrungen, die sonst unmöglich schienen. Die hier vorgelegte Bohrung nach den Kenosis-Spuren in den Milieus mag manchen zu fundamental und ärgerlich angreifbar sein. Sie soll aber auch nur ein Beispiel unter vielen möglichen sein und zu eigenen Erkundungsgängen ermutigen. Wir sollten uns daran machen, die Gottesbilder der Deutschen, ihre sozialen Partizipationsmotive oder ihre Lesegewohnheiten gut zu identifizieren. Nicht zuletzt so wird nämlich dem meiner Meinung nach größten Ärgernis der gegenwärtigen Kirchenpraxis entgegengearbeitet: dem Gefühl so vieler Deutscher, Kirche sei etwas Lebens-, Alltags- und Leutefernes.

Der folgende Teil bringt dann die angekündigten Befunde. Da Kenosis etwas zu tun hat mit allgemeiner Lebensorientierung, mit Glück, Identität und Selbstrealisierung sowie mit konkretem Engagement, wurden zu jedem Milieu die sechs entsprechenden Datenbausteine analysiert: „Lebensstil“, „Werteprofil“, „Lebensphilosophie und Lebenssinn“, „Wohlbefinden, Glücksmomente“, „Glaube und Religion“, „Ehrenamtliches Engagement“. Da der Raum begrenzt ist, wird die eigentlich nötige Gesamtcharakterisierung des einzelnen Milieus auf die Lektüre der Kirchenstudie selbst sowie auf die entsprechende Literatur delegiert (v. a. Ebertz/Wunder 2009; Wippermann 2011; Sellmann 2012). Die folgenden Zahlen in Klammern bezeichnen die Foliennummer im MDG-Milieuhandbuch 2013.

Kenosis im Konservativ-Etablierten Milieu: Das Bewährte sichern und weitergeben

Die Grundausrichtung des Milieus an einer hierarchisch-externen Ordnungsvorstellung ist in der Literatur breit beschrieben. Die Konservativ-Etablierten streben nach Einpassung in ein höheres Schema, dem ethische und moralische Normativität zugeschrieben wird. Prominent wird dieses ethische Verpflichtungsschema über Forderungen der Gesellschaft konkretisiert und lebensphilosophisch umsetzbar gemacht. Man lebt nach dem „Prinzip Verantwortung“ (69; vgl. auch 79) und meint damit sowohl das Einbringen des eigenen Teils wie die Unterstützung derer, die dies im Moment nicht kön-

nen. Das Engagement für karitative Belange ist stark (69, 71), trägt aber, ganz passend zum grundlegenden Ordo-Denken, paternalistische Züge (100f): „In diesem Milieu finden sich viele modernisierungsskeptische Bewahrer tradierter Ehrenamtsstrukturen“ (101).

Eine kenotische Bewegung innerhalb der Milieugik nimmt daher recht bekannte Züge an. Sie ist vor allem ausgerichtet auf die Familie (vgl. Collage 81) und hat dann den Charakter, sich selbst als Förderer des generativen Kreislaufes zu erweisen. Konservativ-Etablierte arbeiten typischerweise mit hohem Engagement für das familiäre Wohlergehen; hier die gestellten Aufgaben ordentlich und vorbildlich zu erfüllen, verschafft Sinnerfahrung (79) und Glücksmomente: „Wenn menschliche Beziehungen sehr gut funktionieren, dann ist innere Balance gegeben“ (83). Eine im Sinne der sozialen Gravitation aussagestarke Miniatur liefert folgende kleine Erzählung: „Wenn ich meinen kleinen Enkel so knubbel, und da gehen die Ärmchen dann um meinen Hals. [...] Wie schön, wenn der ankommt und Vertrauen hat und einen anguckt und Fragen stellt“ (83). Offenbar liegt viel „Glücksgewicht“ in der Tatsache eines fragenden Enkels. Denn jetzt kann sich Opa oder Oma als jemand erweisen, der/die eigenes Lebenswissen andockt an das, was auch für nachfolgende Generationen Wert beansprucht. Sinn hat, „dass man über sich selbst hinauswirkt, auf die nächste Generation“ (80). Die Kenosis des Milieus geht auf das „Wohl des Ganzen“ (79). Man investiert, durchaus selbstvergessen, Lebenszeit und -ressourcen in die Realität jenes harmonischen Mikrokosmos, für den man verantwortlich zeichnet. Das kann die Familie sein, die Firma, der Stadtteil, aber auch die Gemeinde oder der Verein. Denn: „Kleine Scheiben geben auch einen schönen Aufschnitt“ (80).

Kenosis im Liberal-Intellektuellen Milieu: Sich für eine bessere Welt einsetzen

Vom „Kümmern“ der Konservativ-Etablierten (71) ist die „Behutsamkeit“ der Liberal-Intellektuellen (109) präzise zu unterscheiden. Die Angehörigen dieses Milieus sind erheblich makrokosmischer ausgespannt. Die hier markant werdende Kenosis-Ausprägung geht zwar ebenfalls auf das Gemeinwohl: „Voraussetzung für ein glückliches Leben ist es, nicht nur sich selbst, sondern das Ganze im Blick zu haben [...], sich für andere und eine bessere Welt einzusetzen“ (117). Dieser Einsatz ist aber nicht Folge einer Orientierung an einem irgendwie extern gegebenen Ordo – „es gibt kein Wichtiges“ (118) –, sondern an konsensuell selbstgesetzten ethischen Verfahren. Diese unterliegen dem deutlichen Risiko der Fehlbarkeit und der Unzureichendheit.

Hier setzt ihr Kenosis-Schema an: Liberal-Intellektuelle wissen von sich, dass sie über einen enormen Kapitalstock an Vermögen, Bildung, Netzwerken und Einfluss verfügen. Das bereitet ihnen keine Skrupel; vielmehr gehört es zu ihrer sozialen Gravitation, ihre materielle Lebensleistung geradezu auszustellen (120). Allerdings lassen sie sich gerade durch diese Inszenierungen in die soziale Pflicht nehmen: Sie erwarten von sich selber, dass sie funktionieren. Denn von ihnen und ihren Weichenstellungen in ihren teils sehr weitreichenden Positionen hängt das Glück der Vielen ab. Von ihren eigenen Erwartungen her ist ihr Platz ganz klar in der Steuerzentrale der Gesellschaft: Hier aber gilt es, in höchstem Maße verantwortlich zu sein. Diese autonome Inpflichtnahme führt soweit, dass Liberal-Intellektuelle nach Auskunft der Studie große Probleme mit Glücksmomenten haben. Sie scheinen sie vor sich selbst auf eine bestimmte Art und Weise nicht zu verdienen. „Wohlfühlmomente gibt es im Alltag häufig, doch uneingeschränktes Glücksempfinden wird selbstkritisch hinterfragt und damit kaum zugelassen“ (120). Man ist nicht mit sich im Reinen. Teils kann dies zu fast maschinellen Selbstbildern führen. So achte man in der folgenden Miniatur einmal darauf, dass Glück gerade nicht im Loslassen, der Entspannung oder der Kontemplation erfahren wird, sondern in vollem Einsatz für die selbstgestellte Aufgabe: „Glücklich bin ich, wenn ich mich auf der Höhe meiner Möglichkeiten fühle. Wenn mein Verstand, mein Wille und meine Stimmung optimal sind und funktionieren“ (121).

Ganz entsprechend zu dieser Adler-Perspektive auf sich und die eigene Perspektive geht auch das ehrenamtliche Engagement typischerweise weniger auf das Beheben akuter Probleme, sondern auf die Intelligenz, strukturelle Problemursachen zu beseitigen (138f). Man könnte sagen: Die Kenosis in diesem Milieu ist eine des pragmatischen, teils grüblerisch-kritisch reflektierten Einsatzes für bessere gesellschaftliche Strukturen.

Kenosis im Milieu der Performer: Höchstleistung bringen, immer auf Empfang sein

Es scheint schwer zu sein, im Milieu der Performer Ansatzpunkte von Kenosis im obigen Sinn zu finden. Sie gelten allgemein – und auch vor sich selbst (158) – als chronische Hektiker, die „weder sich und der Gesellschaft mit dem ständigen Auf-Empfang-Sein auf Dauer [...] einen Gefallen tun“ (158). Performer werden beschrieben als Leute, die immer in Bewegung sind, große programmatische Leitbilder ablehnen, höchst pragmatisch ihre Ziele verfolgen und sogar ein „Unbehagen“ (155) empfinden, für andere Verantwortung zu übernehmen (auch 156). Auch ehrenamtliches Engagement ist unterdurch-

schnittlich ausgeprägt und vor allem egotaktisch motiviert (176–178). Also: Sind Performer einfach asoziale Egoisten, Meister der Ellenbogen, rücksichtslose Machertypen?

Nein. Das trifft es ganz und gar nicht, wie wir auch aus anderen Studien (etwa über ihr Elternverhalten; vgl. Sellmann 2012, 187ff) wissen. Allerdings stimmt es, dass sich das Kenosis-Motiv versteckt. Performer tun gar nicht erst so – wie das etwa bei Liberal-Intellektuellen durchaus der Fall sein kann –, als würden sie gemäß der gesellschaftlich korrekten „Ich-tue-Gutes“-Agenda handeln. Man muss hier genauer hinsehen. Dabei fallen zwei Aspekte ins Auge: Zum einen offenbaren die Ausführungen zu den Glücksmomenten, dass Performer sich auf der Bahn ihrer Leistungsorientierung so verausgaben, dass sie sich nur selten Momente der Entlastung und Entspannung gönnen: „Ich habe schon einige Glücksmomente ... Aber ich kann sie nicht so richtig genießen, das fehlt mir“ (159; vgl. auch 158). Ihre ganze Energie geht in den Beruf. Und auch wenn Karrieresicherung und persönliches Fortkommen dabei zentral sind, so kann man doch registrieren, dass hier Personen bereit sind zu Höchstleistungen, die ja durchaus oft allgemeingellschaftlichen Wert haben. Performer sind Leute, die sich bis zur Selbstausbeutung in ihre gesellschaftliche Berufsrolle hinein investieren: Sie fahren teils Schichten von 70 bis 80 Wochenstunden, qualifizieren sich dauernd weiter, pflegen ihre Netzwerke, halten ihre Versprechen und wollen überall kreative Weiterentwicklung erreichen. Man kann sagen: Performer lieben ihren Beruf und in ihrem Beruf.

Ein solches Leben kann man deutlich als kenotisch bezeichnen; es ist von hoher, vor allem beruflicher Hingabebereitschaft geprägt. Zudem weiß man von Performern, dass sie nur wenige Ideale akzeptieren, sich vor allem durch Ideologien keine Wahlmöglichkeiten verbauen lassen wollen. Das Ideal der liberalen Fairness aber ist bei ihnen gesetzt. Man möchte, dass möglichst alle in die Lage versetzt werden, Optionen zu haben und zu nutzen. Ihre Ethik ist eine der Fairness-Gerechtigkeit.

In einem bestimmten Sinn wird dann auch das programmatische „Standby“ dieses Milieus zur Spur und Miniatur ihres kenotischen Stils: So wie die Handys und Tablets der Performer immer auf Weltempfang stehen, so halten auch sie selbst sich von ihrer sozialen Gravitation her dauernd in ihre Umgebung hinein. In der früheren Kirchenstudie hieß es, Performer seien „kulturelle Allesfresser“. Es sind Leute, die mitkriegen wollen, was läuft; die sensibel sind für kulturelle Strömungen; die ansprechbar sind von außen, die eben „auf Empfang“ sind. Auch das kann als Kenosis modelliert werden.

**Kenosis im Expositiven Milieu:
Sich offenhalten für das, was kommt**

Das eher funktionale „Standby“ der Performer wird zum gesamtpersonalen Stil der Expositiven. Deren entspannte Offenheit, ihre respektvolle Neugier vor ihrer Umwelt und ihre überbordende Kreativität als Antwort auf ihre Umweltkontakte sind ja hinreichend beschrieben. Ihr Programm ist, dass man „in der Wechselwirkung mit der Welt lebt“ (194; vgl. auch 193). Als sehr wichtig gilt es, Träume und eigene Projekte überhaupt zu haben, ihnen zu trauen und sie zu verfolgen. Expositive sind ständig auf der Suche nach der nächsten Überraschung, der je neuen Kombination, der inspirierenden Kraft des nächsten Momentes.

Das ist ihre typische Kenosis: die Liebe zum Detail, der Glaube an das noch Mögliche, die Kontemplation des verborgenen Neuen im gegenwärtigen Fragment. Expositive bewegen sich in Kraftfeldern (201) und halten sich in sie hinein. So sind sie für sich und für andere eröffnende Personen. Im eigentlichen Wortsinn ist ihre Kenosis eine ganz bestimmte Form der Höflichkeit: Sie entäußern sich auf den Raum hin, der sie umgibt – den Hof –, der ihnen zum Schauplatz neuer kreativer Möglichkeiten wird. Diese Möglichkeiten unterstellen sie auch den Leuten um sie herum. Sie unterstellen, dass diese mehr Potenzial in sich tragen, als aktuell aktiviert wird.

Dieses Grundbedürfnis, aber auch diese Fähigkeit zu offener Räumlichkeit, zu Potenzialität, ist auch ihr Schema im ehrenamtlichen Engagement: Beteiligung geht vor Bindung, Eigeninitiative vor Gruppenrason, Originalität vor Konventionalität (214–216).

**Kenosis im Milieu der Bürgerlichen Mitte:
Aktiver Einsatz für ein harmonisches Umfeld**

In der milieuspezifischen Literatur der letzten Jahre ist viel berichtet worden über die Veränderungen in der Mitte der bundesdeutschen Gesellschaft. Hervorzuheben ist ihre enorme Moderations- und Integrationsleistung angesichts der sie in den anderen Milieus umgebenden Extroversionen und anspruchsvollen Lebensprojekte. Gerade weil man soziologisch um die Wichtigkeit einer solchen integrierenden Mitte weiß, wurde besorgt auf ihre drohende Erosion hingewiesen (vgl. nur Wippermann 2011). Abstiegsängste, teils autoritäre Weltbilder und teils aggressive Distinktionsreflexe nach „unten“ sind neue Akzente der Bürgerlichen Mitte.

Trotzdem: Liest man die einschlägigen Texte des Milieuhandbuches 2013 zum Profil des Milieus, ist doch weiterhin ein Begriff deutlich hervorgehoben: Harmonie. Die Vertreter dieses Musters streben nach geordneten Mikrokosmen: nach freundlichen Nachbarschaften, friedlichen Partnerschaften, ruhigen Abenden, gepflegter Geselligkeit, funktionierenden Kommunen. Dieses Milieu ist bei allen Verunsicherungen weiterhin durch eine unprätentiöse Einfachheit ausgezeichnet, durch eher mittelformatige Zielprojekte und hohe Anpassungsbereitschaft. Konflikte werden schon vorausschauend ausbalanciert; bürgerliche Pflichten werden über den Tugend-Modus der „Anständigkeit“ absolviert (231); und Wohlfühlmomente gemeinsam inszeniert: „kuscheln“ (234). Markante Stichworte des Textes lauten: „Rundum-Glücklich-Paket“, „Eigenheim“, „schöne Familie“ (alle 232). Kurz: „Einfach immer ein harmonisches Umfeld“ (232).

Das alles kann man als moderne Biedermeierei belächeln. Dabei bliebe aber unberücksichtigt, dass es in diesem Milieu nicht nur einen Konsum von Harmonie gibt, sondern auch eine Fähigkeit zu ihr. Ein harmonisches Umfeld aufzubauen ist eine Leistung, kein Selbstläufer. Die Vertreter der Bürgerlichen Mitte leben hier ihre typische Kenosis. Es gehört Einsatz und Hingabe dazu, sich und Anderen Konfliktfreiheit, Atmosphäre und Einklang zu ermöglichen. Dieses Milieu hat die Fähigkeit zur „zweiten Reihe“ (252), zu verlässlicher Mitgliedschaft, einfachem Tun des „Guten“ (251) und bescheidenem Ressourcenverbrauch. Angesichts der gesellschaftsweit dominanten Prämierung des Individuellen findet man hier eine durchgehend kollektive Lebensorientierung: Was man für sich will, macht man auch für die nahestehenden Anderen möglich.

So wird das Milieu auch zufriedenheitsfähig. Es verwundert ja durchaus, bei wie vielen Milieus das Handbuch festhält, dass man echte Probleme mit dem Erkennen und Zulassen von „Glücksmomenten“ hat (LIB, PER, EXP, ADP, SÖK, PRE). Das ist hier nicht der Fall: Glück ist das Zusammensein, die kurze Flucht aus dem Alltag, der Weinabend, die Soap, das Gespräch (234f).

Kenosis im Milieu der Adaptiv-Pragmatischen: ???

An dieser Stelle der Gedankenführung kommt es zu einer Zäsur. Tatsächlich erschließt sich mir beim Lesen des Profils der Adaptiv-Pragmatischen nicht, wo ein milieutypischer Kenosis-Stil liegen könnte. Um es kurz zu sagen: Dieses Milieu scheint so sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein, dass man höchstens aus dieser Selbstverantwortung und dem Projekt der Selbst-Etablierung

eine Kenosis herauslesen könnte. Der Begriff soll aber – bei allen oben konzedierten systematischen Unschärfen – eine gewisse Trennkraft behalten und die Ausrichtung auf Andere oder Anderes meinen.

Die ist aber hier kaum zu entdecken. Die Adaptiv-Pragmatischen schwanken schon im Kurzprofil zwischen eigentlich schwer zu vereinbarenden Polen hin und her: „zielstrebig und kompromissbereit, hedonistisch und konventionell, flexibel und sicherheitsorientiert“ (257). Und das hält sich durch: „Die Grundbefindlichkeit des Milieus ist eine latente Unsicherheit“ (268). Man sehnt sich nach dem „Sowohl-als-auch“: erfolgreicher Beruf und schöne Familie; Coolness und Regrounding; weiterkommen, ohne sich zu verausgaben; Pragmatismus und mentale Einheitserfahrung (268). Dieser Lebensstil scheint voller innerer Widersprüchlichkeit zu sein, was wiederum – anders als bei den Expeditiven oder Hedonisten – aber nicht entspannt, kreativ oder protestativ ausagiert wird, sondern als Problemlast aufkommt: Man ist „häufig am Grübeln und Hinterfragen“ (271). So wird die ganze Energie absorbiert, die auseinanderdriftenden Polaritäten unter der leitenden Priorität des Harmoniebedürfnisses auszuhalten. Für eine Kenosis im engeren Sinn scheint kaum Lebensplatz zu sein. Das Milieu ist am wenigsten von allen bereit, auf soziale Not zu reagieren (290); und überhaupt scheinen keine ausgeprägten Hingabefelder auf.

Gefährlich und im Widerspruch zum hier verfolgten Konzept wäre nun ein moralisches Urteil: Die Adaptiv-Pragmatischen zeigen keine besondere Liebesfähigkeit oder Investitionsbereitschaft. Das wäre fatal. Es soll ja hier gar nichts behauptet werden über Individuen oder über irgendwelche charakterlichen Qualitäten. Die einzige Pointierung, die hier vorgenommen wird, ist diese: In diesem Kulturmuster ist kein milieutypischer Stil einer kenotischen Orientierung identifizierbar. Dies ist weder Grund für Diskriminierung noch für Empörung noch für irgendwelche Werteverfallstheorien.

Kenosis im Sozialökologischen Milieu: Andere von großen Idealen überzeugen

Das Schlüsselwort, das die kenotische Spezifität der Sozialökologischen einfängt, lautet: „Sendungsbewusstsein“ (327). Dieses Milieu ist wie kein anderes dadurch identifizierbar, als man hier – entgegen dem sonst allenthalben dominierenden Pragmatismus – eine erkennbar programmatische Werthaltung durchhält. Hier geht es wirklich um Überzeugung. Während etwa bei den Performern vermerkt ist, dass sie sich durch ideologische Überlegungen keine Optionen verbauen möchten und diese darum selbst nur wie Optionen

behandeln, ist das bei den Sozialökologischen anders. Sehr fein vermerkt die Kirchenstudie, dass das Milieu eine öffentliche Anerkennung und Wertschätzung für ehrenamtliche Tätigkeiten zwar für Standard hält und schätzt – es „ist aber nicht der entscheidende Motivator“ (328). Die zentrale Motivation ist überdeutlich intrinsisch und sozial. Fast lakonisch ist die Kürze, mit der das Milieuhandbuch dies auf den Punkt bringt: „Als Lebensaufgabe gilt in diesem Milieu weniger das persönliche Fortkommen als die Verbesserung der Welt“ (306). Die Angehörigen dieses Milieus haben eine sehr hohe Engagementbereitschaft; sie setzen sich für gesamtgesellschaftliche Ziele ein und verfolgen damit nicht einfach eine gefühlte Bürgerpflicht, sondern ein „Herzensanliegen“ (327). „Das Wichtigste im Leben ist die Beziehung zu Menschen, für andere Leute da zu sein“ (307).

Der typische Akzent dieses kenotischen Stils ist der geradezu prophetische Habitus: Man will nicht einfach selbst kosmopolitisch engagiert sein, sondern sich ganz klar auch als Beispiel inszenieren. Häufig wird versucht, „nachhaltige Alternativen vorzuleben und andere davon zu überzeugen“ (306). Diese Haltung wird auch gegen Widerstände, Sachzwänge und Gegenargumente durchgehalten, liefert den Selbstbeweis des Authentischen und bindet sehr viel psychische Energie. Die Opferbereitschaft für die eigenen Ideale ist so groß, dass man das Leben als etwas erfährt, an dem man sich abzarbeiten hat (306).



Kenosis im Milieu der Traditionellen: Niemandem zur Last fallen

Im ältesten Milieu der deutschen Gesellschaft geht es vor allem um Bescheidenheit. Dies ist der zentrale Wert (347). Man orientiert sich im Rahmen einer Verzichtsethik am Basisbedarf (334). Zurückhaltung, Einfachheit, Berechenbarkeit und Unaufdringlichkeit deklinieren ein Lebensprogramm, in dem es vor allem darum geht, andere in Ruhe zu lassen und selber in Ruhe gelassen zu werden (342). Man engagiert sich im Hintergrund, hilft Schwächeren, tut Nützliches (344). Dies wird als Bürgerpflicht abgebildet (365). Viel mentale und zeitliche Energie geht in die immer etwas sorgenvolle Unterstützung der Kinder und Kindeskiner. Hier unterstellt man schwierige Zeiten und versucht zum einen, die bewährten Prinzipien des eigenen Lebens anzubieten; zum anderen merkt man deutlich, dass andere Zeiten angebrochen sind, und flankiert die Jüngeren einfach, wo man kann. Also auch: ein Rückzug, der Platz und Ressourcen freiräumt für die Nachkommenden.

Eine illustrative Miniatur für diese typische Kenosis des Selbstrückzuges im Namen eines allgemeinen Wohlergehens liefert die Folie 367 des Milieuhandbuchs. Im letzten Zitat schildert ein Vertreter des Milieus, dass er sich aus einem Engagement entfernt hat, weil er sich nicht anständig behandelt gefühlt hat. Zwei Neue haben alles durcheinandergebracht. Kenosis bedeutet hier eben weniger Kampf und Durchsetzung, sondern schlussendlich das Räumen des Platzes – und sei es in (stiller) Empörung.

Kenosis im Milieu der Prekären: Immer wieder neu aufstehen

Dass Kenosis nicht von zahlreich vorhandenen Ressourcen abhängt – von Besitz, Beruf, Bildung, Prestige, Netzwerken usw. –, zeigen die Vertreter dieses Milieus. Es ist bekannt, von wem hier die Rede ist: höchste Betroffenheit von Arbeitslosigkeit, Armut, Scheidung und Diskriminierung; geringste Erreichbarkeit durch sozialstaatliche Reformen; ein hartes und konfliktreiches Leben. Als wie „kalt“ hier im mehr als metaphorischen Sinn das Dasein empfunden wird, mag man daran ermessen können, wie oft in den im Milieuhandbuch abgedruckten O-Tönen von Sonne, Wärme und Ruhe die Rede ist und wie textildominiert die Wohnwelten sind (375).

Prekäre sind Arme in vielfacher Hinsicht. Das heißt aber nicht, dass sie ausschließlich als Empfänger der Kenosis Anderer anzusprechen wären, die

sich ihnen zuwenden. Damit wäre nicht nur der formale Existenzmodus der Kenosis als reine Sozialarbeit verkürzt, sondern auch das Milieu missverstanden. Denn dieses zeigt eine zweifach klare kenotische Bewegung, die aus externer Perspektive wirklich erstaunlich ist.

Zum einen ist da das Motiv des „Durchboxens“ (372, 382). Einzelne Prekäre folgen dem Leitbild des „Immer-Wieder-Aufstehens“: „Weil wie gesagt mein Motto ist: ‚Morgen ist ein anderer Tag, morgen kann es besser werden‘“ (383). Dieser Satz klingt nach Kalenderweisheit, wenn es keine größeren Probleme im Umkreis gibt. Wird er aber von Leuten geäußert, für die „zerbrochene Familien, Arbeitslosigkeit, Krankheit“ (385) gewohnte Zustände sind, kann man ihm eine klare kenotische Energie nicht absprechen. Hier bricht sich eine Art Basisglaube in das Leben Bahn, eine Kraft des Durch- und Aushaltens, die sich andauernd bemüht, nicht bei sich und der eigenen, oft desolaten Situation stehenzubleiben: „Ich muss lernen anzunehmen und nicht gleich am Boden zu liegen. Es kommen immer wieder Dinge, wo einen aus der Bahn schmeißen“ (383).

Diese kenotische Energie wird vor allem solidarisch auf Gleichbetroffene gerichtet. Prekäre haben als wohl einziges Milieu der Deutschen ein Großgruppenbewusstsein. Dieses geht auf die Selbstwahrnehmung als „Benachteiligte“ zurück. Sie sind „Protagonisten einer trotzigigen Unterschichtkultur“ (372). Als solche ist Solidarität untereinander „ein wichtiger Wert“ (403). Sehr feinfühlig heißt es im Text, dass Prekäre helfen können, ohne zu beschämen (402). Ein „Ehrenamt“ wird teils gar nicht als explizit ausweisbare Tätigkeit gesehen und ausgeübt, sondern: „Es ergibt sich“ (404).

Beides: der Mut zum neuen Anfang, die dauernde Anstrengung der Selbstmotivation (385) und die Basissolidarität zu Gleichbetroffenen machen die hier typische Kenosis aus.

Kenosis im Milieu der Hedonisten: Dem Leben die Ehre geben

Das Milieu der Hedonisten zeigt im Spiegel des neuen Handbuches ein differenziertes Bild. Im Gegensatz zu früheren Milieuportraits scheint ein ungehemmter und auch protestativ-trotziger Zug immer stärker einer inneren Unsicherheit und fast bürgerlichen Lebensträumen zu weichen. Betont wird die Suche nach sich selbst, der Wunsch nach etwas materiellem Wohlstand, Anerkennung, sogar Geborgenheit (419, 420). Das ist in dieser Stärke durchaus neu, und es wäre lohnend zu fragen, ob diese Züge bei den hier befragten

katholischen Hedonisten stärker ausgeprägt sind als in der Gesamtbevölkerung. Einen Hinweis in diese Richtung liefert Folie 411, gemäß der die emotionalen Spitzen irgendwie abgemildert werden, wenn von den Katholiken im Milieu „Verlässliche Beziehungen“ besonders stark gewünscht werden und „Gewalt“ besonders stark abgelehnt wird.

Was entgegenspringt und den Hedonismus immer schon ausgemacht hat, ist das Pathos der Freiheit und die Liebe zum Leben. Die Vertreter dieses Milieus sind in besonderem Maße extrovertiert, also: spontan, begeisterungsfähig, fehlerfreundlich und euphorisch. Vor der Folie der Kenosistypen könnte man sagen: Hedonisten lieben das Leben. Sie geben ihm sozusagen die Ehre. Und das tun sie auf eine eigentümliche Weise. Die Kirchenstudie betont, dass jeder von ihnen ein „Glückssucher“ ist und „ständig den schönen Dingen des Lebens nachjagt“ (422). Ihr Vehikel der Lebensverehrung, wenn man das so nennen darf, ist ihr Körper. Gesucht wird nach den körperlichen Intensitätsspuren des Lebens. Wo „das Leben“ sich körperlich bemerkbar macht, sind sie zu starken Reaktionen fähig – seien diese aggressiv oder rezeptiv. Man muss dies im Milieuvergleich akzentuieren, um den hier gemeinten Akzent zu verstehen: Hedonisten können wie sonst niemand mit vollstem Herzen fluchen, jubeln, schreien, durchmachen, tanzen, wegfahren, schenken, sich aufopfern. Hier liegt deutlich eine kenotische Energie, da sich diese Fähigkeit zur Extroversion nahezu immer gemeinschaftlich abspielt und auf eine bestimmte, eigentümliche Weise Respekt zeigt vor dem, was man die Kraft des Lebens nennt. Hedonisten testen sozusagen „das Leben“ auf seine Möglichkeiten hin aus und wollen an seine Ränder kommen. Das bedeutet: Sie stehen ihm eigentümlich gegenüber, sind hierin gerade überindividuell und trauen ihm sehr viel Potenzial zu. Hedonisten sind Leute, die sich auf etwas Großes hin übersteigen. Sie testen aus, worin das Versprechen des Lebens besteht und wie belastbar es ist. „Das ist ein großes Labor, das Leben“ (432).

Diese ehrende Testhaltung zeigt sich in der Kirchenstudie vor allem an der feinen, aber fast septisch durchgehaltenen Trennung zwischen der Kraft, die man den Religionen zutraut – sozusagen als Artikulationen der Lebensenergie –, und der Kritik an den Apparaten, die dieses Niveau nicht halten. Es ist schon bemerkenswert, mit wie viel geradezu bescheidener Achtung in diesem Milieu über „Glauben“ und authentische Menschen mit religiöser Praxis gesprochen wird (424–428, 439). Man weist die katholische Kirche auf ihre „zauberhaften Rituale“ (431) hin. Ganz unverbraucht heißt es: Wenn sie zur Teilnahme an kirchlichem Leben gebeten werden, „sind die jederzeit bereit, bei den Vorbereitungen oder der Durchführung von Aktionen mitzu-

helfen“ (436). Hedonisten haben gerade wegen ihres körperlich-basalen Modus der Welterfahrung ein hohes „Gespür für Spiritualität und für existenzielle Fragen“ (438). „Ich finde, das Leben ist selbst der Sinn des Lebens. Einfach sich selbst zu finden. Das ist wirklich wichtig. Und ich denke mir auch, das Leben zu genießen, rauszugehen und zu sagen: geil!“ (420).

Die hier charakteristische Kenosis ist also eine, die ihre soziale Konkretion über einen „Umweg“ macht: Vorrangig richtet sich die modale Entäußerung der Hedonisten an das Leben selbst. Ihm gibt man mittels vollen körperlichen Einsatzes die Ehre: atemlos glückssuchend, kompromisslos fordernd und bescheiden anerkennend, wo jemand was für sich gefunden hat – und cool geblieben ist. „Ich finde das Leben an sich wunderbar, obwohl es mir schon ganz schön scheiße ging im Leben. Aber ich habe es nie verloren, dass ich es wunderbar finde“ (420).

Übersicht:

	Innovatorischer Selbsteinsatz für ...
Konservativ-Etablierte:	... generative, organische Ordnung
Liberal-Intellektuelle:	... prozessuale, strukturelle Gerechtigkeit
Performer:	... funktionale Effizienz
Expeditive:	... kreative Innovation
Bürgerliche Mitte:	... harmonische Mikrokosmen
Adaptiv-Pragmatische:	... ??? (kein typischer Stil identifizierbar)
Sozialökologische:	... Bündnisse für gesamtgesellschaftliche Ideale
Traditionelle:	... das Wirken der Anderen
Prekäre:	... Solidarität zu Gleichbetroffenen
Hedonisten:	... Kampf gegen allgemeines Mittelmaß und Langeweile

Literatur:

- Bauer, Christian, Ortswechsel der Theologie, 2 Bände, Berlin 2011.
- Ebertz, Michael/Wunder, Bernhard (Hg.), Milieupraxis, Würzburg 2009.
- Höhn, Hans-Joachim, Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur, Würzburg 2008.
- Joas, Hans, Die Entstehung der Werte, Frankfurt/M. 1999.
- Jüngel, Eberhard, Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus, Tübingen 1992.
- Kaufmann, Franz-Xaver, Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg/Br. u. a. 1979.
- MDG Medien-Dienstleistung GmbH (Hg.), MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus, Heidelberg/München 2013.
- Pröpfer, Thomas, Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte. Eine Skizze zur Soteriologie, 2. wes. erw. Auflage, München 1988.
- Sander, Hans-Joachim, Macht in der Ohnmacht. Eine Theologie der Menschenrechte, Freiburg – Basel – Wien 1999.
- Sellmann, Matthias, Zuhören – Austauschen – Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung, Würzburg 2012.
- Theobald, Christoph, Evangelium und Kirche, in: Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Mainz 2012, 110–138.
- Wippermann, Carsten, Milieus in Bewegung, Würzburg 2011.

Dr. Matthias Sellmann ist Professor für Pastoraltheologie an der Universität Bochum und Direktor des Zentrums für angewandte Pastoralforschung (ZAP).